

## Das SOEP und die Lindenstraße

von Hartmut Esser\*

Es mehren sich inzwischen die Anfragen und Bitten um Beiträge zu Festschriften, um Abschiedsgrüße und um Jubiläumsvorträge, und nicht immer findet man sich sofort (oder überhaupt) dazu bereit, zumal man sich bei manchen Unternehmungen schon darüber wundern kann, was und wer da alles warum eigentlich bedacht werden soll. Das war bei diesem Anlass ganz anders: Die 25. (in Worten: fünfundzwanzigste!) Welle des SOEP! Das ist in der Tat ein Anlass, bedacht und gefeiert zu werden. Denn: Hätte man sich, wie bei der Lindenstraße, die nur wenig später gestartet ist, vorstellen können, dass es einmal 25 Folgen und mehr geben würde? Hans-Jürgen Krupp hat in einem sehr lesenswerten Beitrag (auch in diesem Heft abgedruckt) die Entstehung des SOEP geschildert, vor allem die zunächst gar nicht so eindeutigen Gründe dafür, die vielen – verständlichen, aber auch kuriosen – Widerstände einiger dagegen, ebenso wie den großen Mut, die bewundernswerte Weitsicht und Tatkraft anderer und den im Nachhinein gesehen eigentlich unerwartet großen Erfolg. Die Anfrage und die Lektüre des Beitrags von Hans-Jürgen Krupp haben mir persönlich, wenn zwar nicht ganz schlagartig, aber doch schon merklich deutlicher als manches andere klar gemacht: Das ist ja schon ein bemerkenswertes Stück (Fach-)Geschichte, man war dabei und die 25 Wellen/Jahre sind auch ein nicht unwichtiger Teil des eigenen Lebensverlaufs mit einigen auch teilweise stärkeren, meist aber eher lockeren Berührungen und Beteiligungen gewesen.

Vier Dinge seien aus dem Anlass angesprochen: Einige Eindrücke während der unmittelbaren Teilnahme an der Einrichtung und den Anfängen des SOEP, die Funktion des SOEP in aktuellen öffentlichen Debatten (am Beispiel der Migrantenthematik), Erfahrungen mit dem SOEP als Nutzer und einige kurze Anmerkungen zur Integration der empirisch arbeitenden Sozialwissenschaften, zu der das SOEP wie kaum etwas anderes einen großen und so kaum absehbaren Beitrag geleistet hat.

Der erste Punkt ist notgedrungen auch (schon) ein wenig eigene Rückschau, eine oft eher peinliche Angelegenheit (und das sei deshalb nachgesehen, weil die Anfrage zu diesem Beitrag genau das auch erbeten hat). Den ersten Kontakt zum (späteren) SOEP-Unternehmen gab es 1981 in Form einer Anfrage von ZUMA, ob man sich vorstellen könne, die Einrichtung eines großen „Panels“ auf der Position eines wissenschaftlichen Leiters bei ZUMA zu betreuen. Mannheim war damals (wie heute) der nicht nur hierzulande wohl attraktivste Platz für jemanden, dem die analytisch ausgerichtete Sozialwissenschaft am Herzen lag. Aus dem Wechsel nach Mannheim wurde dann 1981 noch nichts (und die Zeit später als geschäftsführender Direktor bei ZUMA und als Lehrstuhlinhaber an der Fakultät für Sozialwissenschaften war mit anderen Dingen und Interessen gefüllt). Aber

\* Universität Mannheim, E-Mail: [esserh@rumms.uni-mannheim.de](mailto:esserh@rumms.uni-mannheim.de)

das SOEP nahm Gestalt an. Mir fiel plötzlich bei den frühen Vorbereitungen aber keine methodische, sondern eine inhaltliche Rolle zu, nämlich die Bewertung von Vorschlägen zur Aufnahme der Ausländerbevölkerung in das SOEP, über deren volle Tragweite ich mir selbst jedenfalls damals nicht im Klaren war. Das Ergebnis: eine überproportionale Stichprobe der wichtigsten „Gastarbeiter“-Gruppen (und später der sog. Aussiedler) und eine Reihe von, später ständig ergänzten, Indikatoren zu „Integration und Assimilation“, auf die inzwischen viele zurückgreifen und wohl nicht ahnen, wie weitsichtig, aber wie zufällig eigentlich das letztlich alles war. Für die Panel-Initiatoren war (West-)Deutschland schon ein Einwanderungsland, als Politik und Öffentlichkeit darüber noch kaum zu debattieren begonnen hatten. Es war damals auch nicht sonderlich schwer, die inhaltlichen Vorstellungen durchzubringen, nachdem die extrem weitsichtige Entscheidung der Panel-Initiatoren einmal gefallen war, das jetzt auch „richtig“ zu machen.

Aber: Als der Tanker dann einmal in Fahrt war, war nicht mehr ganz so viel möglich wie zu Beginn. Das war dann auch das Haupterlebnis im Beirat des SOEP: Es war ein ständiges, extrem anregendes und, so kann man sagen, äußerst fruchtbares Ringen um die Belange der von Beginn an immer besonders (und mit Recht) selbstbewussten SOEP-Gruppe, die – verständlicherweise – eher „ihr“ Programm und die Kontinuität des SOEP im Auge hatte, und die manchmal schon etwas wild-gewagten Vorschläge der sich auch schon einmischenden Nutzer und die vielen, nicht immer ganz durchdachten Ideen der Beiratsmitglieder unter einen Hut zu bringen. Anfangs überwogen die Vorsicht und die Kontinuität, später eher die Suche nach oft ganz neuen und – für manche – ungewohnten oder sogar beunruhigenden Dingen, und inzwischen scheint das SOEP eine Schlüsselstellung in der Zusammenführung vieler, ansonsten disparat bleibender Themen insgesamt übernommen zu haben.

Die aktuelle Liste der vielen neuen und fachübergreifenden Themen ist beeindruckend und zeigt, dass das SOEP bis heute nicht von jener institutionellen Sklerose befallen ist, die man bei manchen anderen, einst mit ähnlich viel Feuer gestarteten, Unternehmungen der sozialwissenschaftlichen Infrastruktur alsbald zu beklagen hatte.

Nicht alles war, wie bei solchen komplizierten Konstellationen unvermeidlich, konsistent und planbar, aber das (oft so nicht intendierte) Ergebnis kann sich gerade auch in Bezug auf die Migrantenthematik sehen lassen – womit ich zu meinem zweiten Punkt komme: Die Daten des SOEP erlauben es, auf eine zuverlässige und damit wissenschaftlich-neutrale Weise in eine zunehmend politisierte und emotionalisierte Diskussion einzugreifen, auch wenn der Transfer dieser Erkenntnisse in die Öffentlichkeit hinein noch eine ganz andere Sache ist. Das SOEP enthält (neben den Grundvariablen zur objektiven und subjektiven Wohlfahrt) u. a. Informationen zu Sprache, Kultur, Freundschaften und Netzwerken, sowie den Identitäten der Migranten und zwar so, dass jeweils auch gemischte Eigenschaften oder Orientierungen, die „Multikulturalität“ also, erfassbar sind: Bilingualität, ethnisch „hybride“ Gewohnheiten, gemischte Freundschaften und Mehrfach-Identitäten. Das ist derzeit wieder einmal ein besonders heißes Thema, voll von ideologisierten Voreingenommenheiten: Bringt die „Multikulturalität“ gegenüber der bloßen „Assimilation“ etwas, z. B. auf dem Arbeitsmarkt, oder nicht? Sind ethnische Schulen das Richtige zur Bekämpfung der ethnischen Schichtungen? Findet eigentlich „Assimilation“ auch ganz ohne Zwang statt? Gibt es den ethnisch-religiösen Rückzug der zweiten und dritten Generation eigentlich, wie das manche „Kulturwissenschaftler“ so gerne behaupten und wohl auch sehen würden? Dass die „Assimilation“ in Sprache, Kultur, Freundschaften und

Identitäten mega-out sei und die Re-Ethnisierung der allgemeine Trend, wird in gewissen Diskursen seit einiger Zeit als selbstverständlich angenommen, und meist sind ethnographische Fallstudien oder auch bloß gute Absichten der Beleg.

Systematische Überprüfungen gibt es deutlich weniger, wenn überhaupt, und das hat auch diesen Grund: Es gibt (weltweit) kaum Datensätze, die es erlauben, Hypothesen über die Entwicklung und die Bedingungen von interethnischen Beziehungen über die Generationen hinweg systematisch zu überprüfen. Mit dem SOEP geht das. Das inzwischen erkennbare Ergebnis sei nicht verschwiegen: Anders als man sich das oft denkt, scheinen die Prozesse und Bedingungen der „klassischen“ Theorien der intergenerationalen Integration nach wie vor zu gelten: Über die Generationen hinweg findet eindeutig eine (vollkommen zwanglose) „Assimilation“ in Sprache, kulturellen Gewohnheiten, Netzwerken und Identitäten statt, wenngleich nach Gruppen auch deutlich unterschiedlich und bei den Türken in der Tat am langsamsten, aber auch hier deutlich voranschreitend. Die Bedingungen dafür sind auch wieder jene, die man schon früher gefunden hat: Bildung, Einreisealter, Aufenthaltsdauer, (De-)Segregation, interethnische Kontakte u.a. Und die „Multikulturalität“ bringt, wenn man sie auf Effekte der einfachen „Assimilation“, etwa in der Sprache, bezieht, praktisch nichts. Das glaubt zunächst kaum jemand. Und tatsächlich: Diese Ergebnisse zeigen sich zum Teil erst in der langfristigen Betrachtung über viele Wellen hinweg. Und das wiederum ist auch sehr naheliegend: Bei den üblichen Querschnittsanalysen weiß man vielleicht, ob jemand zu einem bestimmten Zeitpunkt segregiert wohnt oder gerade nach Hause gereist ist oder nicht, aber nicht wie lange. Aber erst aus einer dauerhaften Segregation oder einer längeren Abwesenheit ergeben sich die Folgen einer ethnischen Segmentation, etwa in der Stagnation der Zweitsprachkenntnisse. Mit dem SOEP muss man solche Fehler nicht mehr machen – auch wenn nach wie vor viele das SOEP als großen Querschnittsdatensatz behandeln und damit selbst auch mit diesem Potential unnötigerweise zu falschen Schlüssen kommen.

Damit sind wir bei der Nutzung des SOEP, dem dritten Punkt. Die Datenverwaltung, die Datenweitergabe und die richtige Nutzung als Paneldatensatz waren von Anfang an ganz besondere Herausforderungen – und sie sind es bis heute. Viel ist zwar geschehen, aber immer noch sind die Datenaufbereitung und die richtige Auswertung und statistische Modellierung eine hohe und für viele auch unübersteigbare Hürde, und Hilfskräfte, die mit den Daten umgehen und Tipps für die richtigen statistischen Rechnungen geben können, sind an manchen Lehrstühlen oft mächtiger als der Chef. Aber es geht wohl kaum anders (oder besser), und es ist eine der ganz besonderen Leistungen des SOEP-Teams gewesen, dass die Situation trotz der enormen Ausweitungen und der immer komplexer werdenden Datenstruktur heute eher leichter geworden ist als in den frühen Zeiten.

Zu Beginn hatte ich (um noch einmal auf die „Geschichte“ zurück zu kommen) – in verschiedenen gleichzeitigen Funktionen (Vorsitzender des SOEP-Beirats, Mitglied des GESIS-Kuratoriums, Direktor des Instituts für Angewandte Sozialforschung in Köln) – die im Rückblick ebenso naive wie überflüssige und letztlich falsche Vorstellung, dass man die SOEP-Gruppe von der Aufgabe der Datenverwaltung und -weitergabe entlasten könne oder müsse und dass das alles doch eine genuine Aufgabe der GESIS-Infrastruktur sein sollte, insbesondere des Zentralarchivs für Empirische Sozialforschung in Köln. Das wurde von beiden Seiten anders gesehen: Das Zentralarchiv scheute (wohl) die neuen und ja auch nicht geringen Herausforderungen und das SOEP-Team wollte und musste sich diesen gerade stellen. Und so ist es gekommen wie es jetzt aussieht: Alles ist in einer

Hand, die auch inhaltlich und methodisch weiß, was sie tut, und die Nutzer sind hochwillkommene, weil unmittelbar wieder dem Unternehmen selbst zuträgliche „Kunden“, die alles, was sie wünschen, sozusagen mundgerecht aufbereitet bekommen, wenn sie nur zu sagen wissen, was sie brauchen. Jedenfalls war das stets meine Erfahrung, die vielleicht nicht ganz verallgemeinerbar ist.

Durch verschiedene Umstände bin ich gerade während der frühen Zeit der institutionellen Begleitung des SOEP nicht dazu gekommen, auch einmal selbst die Daten intensiver zu nutzen, und die zahlreichen Einladungen, doch einmal nach Berlin auf eine SOEP-Analyse-Erholungs- und Weiterbildungspause zu kommen, blieben lange Zeit ganz ungenutzt. Später gab es zwei Gelegenheiten, das nachzuholen: ein Aufenthalt am WZB im Wintersemester 2004/5 und einige Tage beim DIW im Februar 2007. Beide Male ging es um Analysen zur Integration von Migranten (über deren Ergebnisse oben schon zu berichten war), und bei dem zweiten Aufenthalt speziell um das Zuspielden der verschiedenen, inzwischen verfügbaren Kontextdaten (Geocodes), darunter auch die, die wegen der Kleinräumigkeit der Informationen nur in den Mauern des DIW zu machen waren (die Microm-Daten). Und beide Male das gleiche Problem: Wie komme ich ohne besonderen Aufwand und ohne technische Fehler an den nötigen Datensatz? Und beide Male war das nicht nur kein Problem, sondern man machte selbst wichtige Vorschläge und war erkennbar an inhaltlichen Diskussionen (zu meinen Fragen) interessiert. Wegen dieser so überaus erfreulichen Erfahrungen seien ausnahmsweise weitere Namen genannt, allen voran Jürgen Schupp für die allgemeine Betreuung (und das nicht nur bei dieser Gelegenheit), dann aber vor allem Martin Kroh, der mir bei beiden Gelegenheiten sehr behilflich war, und schließlich Gundi Knies und Niels Witte, die mich bei der Zuspielden der Kontextdaten mit großer Nachsicht unterstützten. Dass letztlich – im Sinne „erklärter Varianzen“ – gerade bei den Kontextdaten für die Integration von Migranten nicht viel herauskam, war dann eine andere Geschichte; ich hätte gerne davon berichtet. Ein Grund dafür wurde bald deutlich: Die verfügbaren Kontextinformationen passen oft nicht zu dem inhaltlichen Problem, das man gerade hat oder die Kontexte sind zu weiträumig bzw. die Indikatoren zu indirekt als dass man etwas erwarten sollte. Und bei den sehr kleinräumigen Daten, hier über Ausländeranteile auf Blockebene, stellte sich heraus, dass der verfügbare Indikator die theoretisch wichtige Variable kaum abzubilden imstande war. Aber das ist es ja gerade: Es gab bis dahin keine anderen Daten als die, und jetzt wird das SOEP-Team gewiss schon dabei sein, die Sache weiter zu verbessern.

Schließlich noch der vierte Punkt. Er berührt eine ganz andere Sache. Sie hat mit einer weiteren erfreulichen Entwicklung zu tun, an der das SOEP (und seine Initiatoren) einen großen Anteil hat: die Konvergenz der empirisch arbeitenden Sozialwissenschaften. Von Anfang an war das SOEP ein die sozialwissenschaftlichen Disziplinen übergreifendes Unternehmen, allein der Titel sagt es schon. Es sei freilich nicht verschwiegen (und war auch ganz unvermeidbar), dass unter diesem Dach mal das OE und mal das S gewisse Vorränge zu beanspruchen meinte, und besonders die spätere, deutlich erkennbare, Psychologisierung war nicht jedermanns Sache, besonders dann nicht, wenn es, wie bei den psychologischen Konstrukten sozusagen von Natur aus üblich, keine besondere strukturell-theoretische Begründung dahinter zu stehen schien und alles ein wenig ad hoc aussieht. Inzwischen geht das Programm inhaltlich weit über diesen Rahmen von Soziologie, Ökonomie und Psychologie hinaus, einschließlich der Aufnahme demografischer, biologischer und sogar neurophysiologischer Mechanismen und dem Versuch, gewisse experimentelle Anordnungen der empirischen Spieltheorie nachzubauen.

Besonders interessant, wichtig und innovativ ist dabei die Aufnahme der inzwischen von den empirischen Ökonomen aufgegriffenen Thematik der begrenzten Rationalität, der Normen, der Emotionen und der kulturellen Moderation der Wirkung (ökonomischer) Anreize. Die Besonderheit hier ist, dass es eine gut ausgebaute theoretische Konzeption mit expliziten Hypothesen im Hintergrund gibt und dass eben nicht, wie ansonsten gerade bei den empirischen Sozialforschern nach wie vor üblich, für ein bestimmtes Problem alles an Variablen, was das SOEP nur hergibt, in die Regressionsgleichungen gestopft wird – und man dann berichtet, was herausgekommen ist, bis jemand, womöglich auch mit dem SOEP, etwas ganz anderes findet, etwa weil er andere Wellen oder gar den ganzen Datensatz genommen hat, und die Verwirrung größer ist als zuvor. Und gerade hier sind neben diesen erfreulichen durchaus auch einige bedenkliche „Konvergenzen“ zu finden.

Es häufen sich die Anzeichen, dass sich der bekannte „Imperialismus“ mancher Ökonomen nicht nur darauf beschränkt, sich die klassischen Themen der Soziologie nach und nach – wie soll man sagen? – unter den Nagel zu reißen, sondern dabei oft noch gedankenloser „variablensoziologisch“ und „empiristisch“ vorzugehen, als das die empirisch arbeitende Soziologie je getan hat. Verstärkt wird das durch eine schon etwas ärgerliche Form der interdisziplinären Arbeitsteilung, die man etwas übertreibend, aber wohl nicht gänzlich falsch und ungerecht so beschreiben könnte: Die Soziologen haben sich um die theoretischen Mechanismen lange nicht so richtig gekümmert, dafür aber umso eher um die begriffliche Klärung, die phänomenologische Beschreibung und die aufwendige und oft frustrierende Primär-Erhebung von Daten und Variablen, die Ökonomen eher um die theoretische Modellierung und die mit ökonometrischen Feinheiten durchsetzte Sekundär-Analyse von durch andere erhobenen Daten, die sie, sozusagen als „free rider“, gerne nutzen, aber nicht im Traum daran denken, es auch einmal selbst zu tun.

Inzwischen haben viele Soziologen aus ihren alten Fehlern gelernt, und es gibt ein erkennbares Bemühen zur Vermeidung der theorieleeren Variablen-Soziologie. Offenbar aber wiederholen manche Ökonomen, die die empirische Sozialforschung – unter anderem über die gern angenommene Verfügbarkeit des SOEP – erst vor kurzem entdeckt haben, genau diesen Fehler – mit der gleichen Folge, mit der sich die empirische Sozialforschung so lange hat herumschlagen müssen: Die theorieleere Sammlung von mehr oder weniger „interessanten“ Einzelbefunden in hunderten von Einzelpapieren ohne erkennbare theoretische Systematik und ohne Kumulation von brauchbarem Wissen. Das SOEP kann nichts dafür.

Bei der Lindenstraße wie beim SOEP haben viele Personen gewechselt oder sind mit der Serie älter geworden, die Inhalte sind mit der Zeit gegangen und bei beiden ist ein Ende nicht absehbar. Das sind aber auch wohl schon die einzigen Gemeinsamkeiten: Die Lindenstraße ist, so weit man das beurteilen mag, nicht besser geworden, die Figuren nicht unbedingt ansehnlicher und auch das Interesse stagniert durchaus. Das SOEP dagegen hat, je länger es dauert, an Statur, Vielfalt und Attraktivität gewonnen und tut das sozusagen naturwüchsig mit jedem neuen Jahr. Auch die Anhängerschar ist – deshalb – immer größer und vielfältiger geworden. Und es wird, das ist wohl das größte anzunehmende Kompliment, womöglich demnächst einige Nachkommen geben, denen das SOEP – organisatorisch, wissenschaftlich und vom ganzen Elan her – nur als grandioses Vorbild dienen kann, etwa das bereits anlaufende Beziehungs- und Familienpanel (PAIRFAM) und das unmittelbar in der Vorbereitung stehende Nationale Bildungspanel (NEPS). Zusammen mit dem SOEP würde das eine – weltweit! – ganz einzigartige Kombination der Beo-

bachtung zentraler Bereiche der Gesellschaft bilden, und es ist nur zu hoffen, dass diese Unternehmen auch bald starten können und zusammen mit dem SOEP einen ähnlichen Erfolg haben werden.